Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 11

Artikel: Sprachgeschichte und Kulturgeschichte
Autor: Wartburg, W. v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155075

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rationsbürger zu verwerten ist und zur Deckung besonderer Kosten und Abgaben (Waldwegkosten, Verbauungen gegen Lawinen und Wildbäche, Brennholz und Bauholz der Bürger, Ersatzholz für Hartbedachung — da Schindelholz zu fehlen beginnt —, Brunnentröge, Suppenküchen, Schulen ꝛc.); 3. der zwei und mehreren Gemeinden überwiesene Wald, der wie unter 2. genannt Verwendung findet; 4. Waldungen, die von besonderen Privilegien und Servituten belastet sind und im Ertrag ganz den Gemeinden zufallen, während ein allfälliger Reinertrag aus den unter 2. und 3. genannten Wäldern zu $^3/_4$ und $^1/_4$ mit der Gemeinde- und Korporationskasse (für gemeinnützige Zwecke, waldärmere Gemeinden ꝛc.) zu teilen ist.

In allen Fällen bleiben aber der Grund und Boden Eigentum der Korporation Uri und das Hoheitsrecht der Gesamtkorporation bewahrt.

Für das Weid- und Alpgebiet bestehen entsprechende Ausscheidungen.

Die Wald- und die Alpordnung, die von der Korporationsgemeinde aufgestellt werden, bestimmen, wie die Korporation und die Gemeinden die ihnen überwiesenen Güter bewirtschaften sollen. In Uri hat sich demnach der ursprüngliche Allmendgedanke am längsten erhalten können, wenn auch, dies sei offen bekannt, nicht immer zum Nutzen der „Allmeini". Denn heute zeigt sich vielfach nur ein Nutznießer, nicht aber ein Erhalter des Gutes, weil der Begriff „Korporation" nicht mehr rein ist, sondern allzu sehr mit demjenigen der „Gemeinde-Korporation" vermengt ist. Der Teilungsantrag ist deshalb schon wiederholt laut geworden und lebt noch weiter, mußte aber bisher unterliegen, weil die Teilung selbst auf falschen Rechnungen aufbaute. Immer schwieriger wird sich die gemeinsame Verwaltung aber gestalten, je mehr sich die einzelnen Gemeinden zu selbständigen Gemeinschaften erweitern.

Und so wird der Jahrhunderte alte Kampf um das Gemeinwerk des ganzen Landes oder die Allmend der kleineren, lokaleren Interessen gehorchenden Gemeindekorporation noch ein weiteres Jahrhundert fortdauern. Aber — vielleicht kommt man zum gemeinsamen Besitz zurück; denn was ist am Ende der Staatsgedanke, wie er in Rußland laut wurde, anderes als eine Staatskorporation! Nicht, daß ich dafür begeistert wäre; denn sobald die „öffentlichen Interessen" zu breit und zu weit ausgebaut werden, scheitert ihre Verwirklichung daran, daß man nicht mehr die Verwaltung aufbringt, die nachhaltig das Gemeingut erhalten kann. Die Begehren der allzu vielen Nutznießer stehen ihr gegenüber!

Sprachgeschichte und Kulturgeschichte.

Von **W. v. Wartburg**, Aarau.

Das 19. Jahrhundert war die Zeit, in der sich der von allen Fesseln befreite Wissensdrang des Menschen bemühte, die Welt der Tatsachen bis in ihre letzten Einzelheiten zu durchforschen und der Erkennt-

nis zugänglich zu machen. Mit welchem Erfolg diese Aufgabe verfolgt wurde, dessen sind alle Wissenschaften Zeuge. Überall eröffneten sich neue Perspektiven, neue Reihen von Entdeckungsmöglichkeiten. Diese großartige Entwicklung hatte zur Folge, daß sich ein Spezialistentum ausbildete, wie man es bisher noch nie gesehen hatte, daß aber leider auch der Kontakt zwischen den verschiedenen Gebieten, der Maßstab verloren ging, und damit der Einzelne es oft vergaß nach der Stellung und Wichtigkeit seiner Bemühungen im Rahmen der gesamten wissenschaftlichen Arbeit zu fragen. Eine Reaktion gegen eine solche Entwicklung konnte nicht ausbleiben. Nicht als ob etwa der Spezialist heute ein überwundener Typus wäre. Aber wir lernen immer mehr, daß ein tiefes Erfassen unserer Forscheraufgaben nicht möglich ist, wenn wir uns in chinesische Mauern zurückziehen. Wir müssen alle freudig die Erkenntnisfrüchte anderer Wissenschaften uns aneignen und ernten dafür, daß unseren eigenen Bemühungen erneute Lebenskraft eingehaucht wird.

Von diesem Standpunkt aus muß als unmittelbare Forderung erscheinen ein enger Zusammenschluß verschiedener nah verwandter Wissenschaften. Und was läge näher, als ein Zusammenwirken aller Bemühungen um ein Aufhellen und besseres Verstehen der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes? Geschichte in diesem weitesten Sinne umfaßt aber unbedingt auch die Sprachgeschichte, die Sprachwissenschaft. Die ständige Metamorphose, welche der menschliche Geist, das Wesen der Völker und Nationen durchmachen, äußert sich nicht nur in den politischen, den wirtschaftlichen, den literarischen und künstlerischen Formen seines Daseins; sie zieht auch in besonderem Maße das vornehmste Werkzeug dieses Geistes, die Sprache, in Mitleidenschaft. So umschlingt ein Band alle diese Teilwissenschaften zur Menschheitsgeschichte. Nach dieser Wiedervereinigung strebt heute also auch die Sprachgeschichte. Nicht als ob nicht auch schon frühere Generationen Forscher besessen hätten, deren Blick ähnlich eingestellt war. Aber das waren früher mehr gelegentliche und manchmal von den typischen Fachgelehrten etwas belächelte Seitenkanäle; heute wird daraus nach und nach ein großer, beherrschender Strom. Die Frage, inwiefern Sprachgeschichte und Kulturgeschichte sich berühren, sich zu helfen vermögen, ist daher durchaus im Sinne unserer Zeit. Wenn ich als Philologe an sie herantrete, so werde ich sie natürlich von der sprachlichen Seite her zu behandeln suchen. Meine Absicht ist, einige ausgewählte Fälle darzulegen, an denen wir die Notwendigkeit der Zusammenarbeit ermessen können.

Die Sprachwissenschaft hat ihre Methodik zuerst unter Führung der indogermanischen und klassischen Sprachwissenschaft entwickelt. Bekanntlich ist uns die Grundsprache, aus der alle indogermanischen Sprachen hervorgegangen sind, unbekannt. So war jene Wissenschaft darauf angewiesen, sich durch Vergleichen der indischen Formen mit den lateinischen, der griechischen Laute mit den germanischen und keltischen ein Bild von der Ursprache und von den verwandtschaftlichen Verhältnissen

der ganzen Sprachfamilie zu machen: sie wurde zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Eine Aufklärung und Darstellung der ursprünglichen Verhältnisse und der historischen Entwicklung war mangels älterer Quellen unmöglich. So beruht auch die indogermanische Etymologie in der Regel nur auf einer Zusammenstellung der Formen aus verschiedenen Sprachen, die in ihren Lauten und ihrer Bedeutung einigermaßen zusammenpassen. Im gleichen Sinne war ursprünglich auch die romanische Etymologie orientiert. Die meisten bisherigen etymologischen Wörterbücher beschränken sich immer noch auf Zusammenstellung von Formen und Bedeutungen, ohne auf deren inneren Zusammenhang einzugehen. So ist z. B. in dem zuletzt erschienenen, den romanischen Sprachen gewidmeten Wörterbuch der Artikel aloxinum folgendermaßen redigiert: aloxinum „Wermut": altfr. **aluisne, aloigne,** neufr. **aluine,** wallon. **alen,** prov. **aloise,** valenc. **aloixa,** sp. **alosna.** Diese Zusammenstellung sagt mir aber über die Fragen des historischen Zusammenhangs nichts. Wohl aber erhalte ich ein Bild von den Vorgängen, wenn ich vernehme, daß fast die gesamte Romania **absinthium** zur Bezeichnung der Wermutpflanze behalten hat, **aloxinum** also nur ein sporadischer Eindringling ist, der durch irgend einen besondern Glücksfall Eingang gefunden hat. Daß sich das so verhält, wird um so klarer, wenn wir wissen, daß **aloxinum** dem Griechischen entstammt und nur einmal in einem Schriftsteller, zweimal in Glossen erscheint. Auf welchem Wege es nach Nordgallien gekommen ist, scheint zuerst schwer verständlich, da Handelsbeziehungen sonst gewöhnlich ein Wort nicht fernhin verpflanzen, ohne in den Durchgangsländern Spuren zu hinterlassen. Des Rätsels Lösung bringt uns der vorhin erwähnte Schriftsteller selbst. Er ist nämlich ein griechischer Arzt Anthimus, der etwas nach 500 wegen Hochverrat von Byzanz verbannt wurde und sich an den Hof des Frankenkönigs Theoderich flüchtete. Hier verschaffte er mit seiner ärztlichen Kunst dem Wermut Eingang, der schon damals vielfach als Heilkraut und aromatische Pflanze zum Würzen des Weines verwendet wurde. Seine Autorität verschaffte auch der bisher von den Barbaren wohl wenig beachteten Pflanze den griechischen Namen; er verwendete ihn in einer Schrift über die Diät, die für den König bestimmt war. Vom Hofe aus verbreitete sich dann das Wort über Nord- und Nordostfrankreich und über die dem gleichen Frankenreich angehörenden westdeutschen Gebiete: daher moselfränk. **alsem,** lothrd. **alsch,** ndl. **alsem.** Ganz unabhängig von dem hier beschriebenen Vorgang hat Spanien sein **alosna** durch direkte Handelsbeziehungen über das im 6. und 7. Jahrhundert noch stark befahrene Mittelmeer hin erhalten. Erst wenn wir so den Schicksalen des Wortes nachfolgen, die Wege erforschen, welche es gewandelt ist, vermögen wir dem historischen Vorgang näher zu kommen. Zu der ungemessenen Aufgabe, den ganzen Wortschatz von diesem Standpunkt aus zu untersuchen, haben wir bis jetzt nur einige wenige Beiträge, die uns allerdings methodisch ungemein gefördert haben. So ist die Herkunft des fr. **son** „Kleie, Chrüsch" dunkel geblieben, bis Jud nachgewiesen hat, daß das Wort aus der

Normandie stammt und früher die Schelte des Angeklagten gegen einen gewissen Richter bedeutete. Bekanntlich ist den normannisch-englischen Rechtsverhältnissen die Institution der Geschworenengerichte entsprossen. Hier bezeichnete das norm. Wort **sako** (= d. **sache)** das Recht des Angeklagten, eine gewisse Anzahl der Geschworenen als voreingenommen abzulehnen und deren Ersatz zu fordern. **Sako** war also gewissermaßen das Ausgeschiedene, es wurde in der Bed. konkretisiert zu „Ausschuß, Auswurf, Teil des gemahlenen Getreides, den man ausscheiden muß, um das gute Mehl zu erhalten". Lautlich ist die Entw. **sako** > **saon** durchaus richtig. Ohne eine eingehende Kenntnis der zugrundeliegenden Rechtssitte wäre des Rätsels Lösung nie gelungen. — Das gr. **andron** bezeichnete das Gemach, in dem sich vorzugsweise die Männer aufhielten, im Gegensatz zum **gynaikon,** dem Weibergemach). Daß **androna** im heutigen Südfrankreich und Oberitalien noch vorkommt, verrät zweifellos den Einfluß, den griechische Architektur in diesen Gegenden ausgeübt hat. Warum aber südfr. **androuno** seine Bedeutung zu „Sackgasse" verändert hat, muß noch untersucht werden. Zweifellos ist beim Abgehen von der Bedeutung „Männergemach" entscheidend gewesen, daß in abendländischen Verhältnissen die scharfe morgenländische Trennung zwischen den Wohnräumen der beiden Geschlechter nie Anklang gefunden hat. Und so ist schon für Vitruv **andron** ein schmaler Gang zwischen zwei Mauern oder Häusern, in bewußtem Gegensatz zu der Grundbedeutung des Wortes. — In der zweiten Hälfte des Mittelalters hatten sich in West- und Zentraleuropa außerordentlich rege Handelsbeziehungen entwickelt, deren Zentrum Frankreich war. Und auf diesen Handelsstraßen gelangten mit den Waren fremder Länder auch die fremden Bezeichnungen derselben an deren Bestimmungsorte. So gelangten die Namen der Städte **Châlons** und **Arras** als Bezeichnungen von dort verfertigten Stoffen in allen Ländern zu hohem Ruhm. **Cordola** verkaufte sein hervorragendes Leder in großen Massen nach Frankreich, wo es zur Verfertigung feinerer Lederwaren verwendet wurde. Daher gab sich der Schuster in Paris, der bisher **sueur** (lat. **sutor)** geheißen hatte, nicht mehr mit seinem Namen zufrieden; er glaubte sich in seiner sozialen Stellung gehoben, wenn er sich als Verarbeiter des neumodischen feinen Leders bezeichnete: daher altfranz. **cordouanier (Cordoue** = Cordoba), neufranz. **cordonnier.** Der franz. Name des Feuerbocks, **landier,** erhält, wie der Indogermanist Meringer gesagt hat, seine Erklärung erst durch seine Form. Dieses Instrument besteht aus vier Beinen, die durch eine Längsstange miteinander verbunden sind; die bessern Exemplare sind auf der einen Seite mit einem Tierkopf verziert. Es wird verwendet, um den Feuerbränden eines Kaminfeuers als Stütze zu dienen. Seine Gestalt erinnert lebhaft an ein vierbeiniges Tier, weshalb es deutsch **Feuerbock,** franz. **chenet** (zu **chien)** heißt. Ihm ist auch der vorhin erwähnte Name **landier** zu verdanken, der in gall. **anderos** „junger Stier" seinen Ursprung hat. So ist es heute nicht mehr möglich, Wörter, welche Gegenstände und technische Betätigungen bezeichnen, zu betrachten, ohne zugleich auch diese bis in alle Einzel-

heiten zu studieren. Es hat sich heute schon ein ganzer Wissenschaftszweig herausgebildet, dessen Zweck ist, Wörter und Sachen in ihren Wechselbeziehungen zu erfassen.

So gibt denn die Sprachgeschichte oft auch wertvolle Hinweise darauf, woher eine Technik, ein Gewerbe übernommen worden ist. Wir dürfen z. B. von vorneherein vermuten, daß die für die Alpen so natürlich gegebene Milchwirtschaft schon vor dem Einrücken der Alemannen ihren romanischen Vorgängern bekannt war. Daß die Alemannen aber bei diesen geradezu in die Lehre gingen, das zeigt so manches romanische Relikt in den schweizerdeutschen Mundarten der Alpen. In der ganzen Innerschweiz und im Berner Oberland heißt z. B. die Käseform **Vätteren,** aus lat. **factura,** der Drehgalgen, an dem das Milchkessi hängt, **Turner,** zu lat. **tornare,** u. s. f. Diese Beobachtung berechtigt uns wiederum, das deutsche Wort **Senn,** für welches die germanischen Sprachen keine Anknüpfungsmöglichkeiten bieten, dem Romanischen oder noch besser dem Vorrömischen zuzuweisen.

Ein Beispiel möge noch zeigen, wie auch die ethischen Auffassungen der Völker und Zeiten ihre Spuren der Sprache eingraben können. Die augustinische Prädestinationslehre ist bekannt. Das Christentum hat die Lehre von der Erbsünde in die antike Welt hineingeworfen. Von der Erbsünde ist der Mensch nach christlicher Auffassung gefesselt, sie macht uns unfrei, und nach Augustin besteht keine Möglichkeit, von ihr loszukommen, wenn die göttliche Gnade uns nicht daraus erlöst. Der unerlöste, in der Sünde befangene Mensch wird als **captivus diaboli** „Gefangener des Teufels" bezeichnet. **Captivus** erhält so die Bedeutung „sündhaft", und darin liegt die Erklärung der Bedeutung von ital. **cattivo** „schlecht". Das Böse verdient aber nicht nur Abscheu, sondern insbesondere Mitleid. Denn nach derselben Gnadenlehre vermag ja der Mensch zu seiner Erlösung nichts beizutragen, sondern muß abwarten, ob ihn Gott zu erlösen gedenkt. Daher ist der Böse vor allem auch ein **Unglücklicher.** So erklärt es sich, daß fr. **chétif,** das auch aus **captivus** stammt, im altfranzösischen „bejammernswert, unglücklich", im neufranz. „jämmerlich" bedeutet.

So sehen wir, wie in der Geschichte der Wörter sich das ganze Leben einer Nation wiederspiegelt, von seinen moralischen Begriffen und Auffassungen bis zu der Art, wie seine Bauern das Feld bestellen. Ihre Erforschung verlangt zugleich genaue Durchforschung aller dieser Dinge: Etymologie weitet sich zur Wortgeschichte, Wortgeschichte zur Kulturgeschichte.

An einem Beispiel möge noch ausgeführt sein, wie das, was uns die Sprachgeschichte lehrt, oft wichtige Vorgänge der allgemeinen Geschichte in scharfe Beleuchtung zu setzen vermag. Seitdem die Germanen mit der römischen Kulturwelt in Berührung gekommen sind, hat der gegenseitige Austausch von Sprachgut nie aufgehört. Unter den Wörtern, welche das Germanische im Verlaufe der zwei Jahrtausende unserer Zeitrechnung dem südwestlichen Nachbar vermittelt hat, vermag die Wissenschaft durch rein sprachliche Kriterien auszuscheiden, was zu dieser, was

zu jener Zeit von den Römern, resp. Romanen übernommen worden ist.[1]) Diese Kriterien hier darzustellen, ist nicht möglich. Sie berechtigen uns, eine ganze Schicht von germanischen Lehnwörtern einer ersten Periode zuzuweisen, die bis ins 3. Jahrhundert reicht und während welcher die germanischen Einzelsprachen sich noch nicht abgespalten hatten oder wenigstens erst in Bildung begriffen waren. Diese urgermanischen Lehnwörter erlauben uns, ein ziemlich getreues Bild zu entwerfen von der Rolle, welche die Germanen für das damalige Römerreich spielten.

Die Geschichte weiß ja allerdings mehr zu erzählen von blutigen Kämpfen als von friedlichem Verkehr zwischen den beiden Völkern. Zwar spricht schon Caesar von römischen Kaufleuten bei den Ubiern und Sueven, und auch Tacitus bezeugt römischen Handel bei verschiedenen germanischen Stämmen. Aber welcher Art dieser Handel war, das eröffnet uns zum großen Teil erst die Sprachgeschichte. Zweifellos war von den Barbaren kaum gemünztes Geld erhältlich; der römische Kaufmann suchte gegen seine südländischen Waren nordische Produkte einzutauschen; ähnlich etwa wie in den Anfängen der modernen Kolonien der Verkehr mit den Eingebornen gänzlich auf Tauschhandel eingestellt war. So brachte er den römischen Damen die Seife, **sapo**, germ. saipo, und zwar in fester oder flüssiger Form. Die letztere hieß lat. **spuma**, das nichts anderes ist, als eine Übersetzung des germ. **skuma**. Dieses **skuma** lebt bis heute weiter in fr. **écume**, ital. **schiuma**. Oft ist allerdings **sapo** nicht die Seife, sondern eine ihr nahe verwandte Beize zum Blondfärben der Haare. Die römische elegante Welt war ja wie toll aus nach dieser Haarfarbe, kein Wunder also, daß das germ. **blund** auch in der Sprache Aufnahme fand: franz. **blond**, ital. **biondo**. Und wer keine eigenen Haare mehr zu färben hatte, suchte sich blonde Germanenhaare zu kaufen, wie schon Ovid in den Amres berichtet. Übrigens war der Kontrast zwischen römischer und germanischer Haarfarbe und -tracht groß genug, daß sie auch den Germanen auffiel und sie das lateinische Wort für die römische Art, die Haare kurz geschoren zu tragen, übernahmen. Daher ging lat. **calvus** als **kahl** ins Deutsche, als **calu** ins Angelsächsische über.

Auch der Aufenthalt der römischen Legionen in germanischen Provinzen blieb nicht ohne sprachlichen Einfluß. So weist wohl die Aufnahme so manchen Ausdrucks der Küche auf die Lebensgemeinschaft der römischen Legionäre mit germanischen Kebsweibern, den **focariae**, die ihnen die Küche besorgten. Dem germ. **dhwahlja** (schweiz. **Zwächeli**) entstammt ital. **tovaglia**, franz. **touaille**; dem **raustjan** > franz. **rôtir**, ital. **arrostire**; **brasa** > franz. **braise**, ital. **bragia**.

Interessant ist in dieser Beziehung, daß das lat. **finis**, **confinium** als Bezeichnung der Grenze im Spätlatein. zurücktreten mußte vor germ. **marka** (franz. **marche**, ital. **marca**), besonders auch als Bezeichnung von Grenzgebieten. Das erklärt sich daraus, daß ja Westrom

[1]) Vgl. hiezu das Buch von Brüch über die germanischen Elemente des Vulgärlateins.

außer dem Meeresgestade fast nur germanische Stämme als Grenznachbarn hatte. Seine Parallele findet es in der Geschichte des deutschen Wortes **Grenze,** vor dem unser alteinheimisches **Mark** das Feld ganz oder größtenteils hat räumen müssen. **Grenze** stammt aus poln.-russ. **graniza,** und wie das germ. **marka** von der Barbarengrenze aus sich durch das ganze römische Reich durchgesetzt hat, so ist **graniza** im 13. Jahrhundert im deutschen Ordensland in Aufnahme gekommen als Bezeichnung der Grenze gegen die slavischen Ostvölker, und hat sich dann im Laufe einiger Jahrhunderte in ganz Deutschland durchgesetzt.

Viel stärker noch als der Einfluß der Germanen an der Grenze war derjenige ihrer ins römische Reich übergetretenen Volksgenossen. Bekannt ist ja, wie stark das germanische Element im Heer der spätern Kaiserzeit war. Gegen Ende des Imperiums dominierte es überhaupt, und viele Germanen waren durch ihre Tüchtigkeit zum Offiziersrang vorgerückt. Daher ist es nicht verwunderlich, daß sie viele ihrer militärischen Ausdrücke behielten und den lateinischen gegenüber durchsetzten. Sie bekleideten sich mit ihrem **Helm,** daher franz. **heaume,** ital. **elmo,** span. **yelmo,** sie schwangen ihr Schwert, das sie **Brand** nannten. **Brand** bedeutete „brennendes Scheit"; der optische Eindruck des geschwungenen Schwertes war der Anlaß zur Bezeichnung der Klinge, ähnlich wie **Klinge** den akustischen Eindruck beim Hieb trefflich wiedergibt. Dem germ. **Brand** entstammen ital. **brando,** altfranz. **brant,** das franz. Verbum **brandir** „schwingen". Das Reinigen der Waffen nannten sie **furbjan,** daher franz. **fourbir,** ital. **forbire,** das Ausrüsten **warnjan,** daher franz. **garnir,** ital. **guarnire** u. s. w., unzählige Beispiele ließen sich hier noch anführen.

Aber auch als Kolonen kamen die Germanen über die Grenze. Dabei brachten sie ihre ererbte Technik des Häuserbaues mit, und zwar speziell das Holzhaus und das geflochtene Haus. Beide zeigen sich heute noch in den Spuren ihrer Terminologie. Dem Holzhaus entstammt die Bezeichnung der First (franz. **faîte,** altportug. **festo).** Die **Bank** lief im germanischen Holzhaus rings um die ganze Stube herum und stand in fester Verbindung mit der Holzwand, wie wir das heute noch oft in Bauernhäusern sehen. Sie war daher etwas ganz anderes als die römischen Möbel, die ihr zunächst gestanden wären, wie etwa das **scamnum** oder **subsellium.** So brachten die Germanen mit der Sache auch den Namen in den romanischen Kulturkreis, daher franz. **banc,** ital. **banco.** Das Haus mit den geflochtenen Wänden bedingt eine ganz eigenartige Technik, die sich in dem Verbum **bastjan** trefflich äußert. **Bastjan** bedeutet „mit Bast arbeiten, verbinden, flechten". Es hat sich bis heute gehalten, denn ihm entstammt franz. **bâtir.**

Zu jeder Zeit waren die Germanen zechlustige Kumpanen. Tappolet hat in seinem Buche über die alemannischen Lehnwörter in der Westschweiz auf den starken Einfluß der schweizerdeutschen Wirtshaus- und Alkoholterminologie auf die westschweizerischen Mundarten aufmerksam gemacht. Diese haben Wörter aufgenommen wie **süffig, Katz** u. s. w. Ähnlich haben die Franzosen im Mittelalter **trinquer,** die Italiener ihr

brindisi (aus **ich bring dir sie,** nämlich die Gesundheit) übernommen u. s. w. Daher wird es uns nicht wundern, daß die auch von Tacitus bezeugte Trinklust der Germanen die Söldner nördlicher Herkunft massenweise in die Wirtshäuser und Kneipen ihrer Garnisonsorte getrieben hat. Dort saßen sie mit römischen Kameraden zusammen, die von ihnen verschiedene Ausdrücke übernahmen, wie **hnapp** „ein Trinkgeschirr" (franz. **hanap** „Humpen", ital. **anappo), flaska** „Flasche" (ital. **fiasco),** dessen germanische Herkunft Meringer uns jüngst endgültig erwiesen hat.

Diese Liste ließe sich noch weit ausdehnen. Besonders wäre es verlockend, an Hand der lexikalischen Entlehnungen darzustellen, wie sich der Einfluß germanischer Kultur auf die romanischen Völker entwickelt hat. Wer sich dieser Aufgabe unterzöge, der würde darstellen müssen, wie z. B. die Franken eine ganz andere Rolle spielten in dem von ihnen eroberten Gebiete, als etwa die Westgoten. Die mehreren hundert Wörter, die sie dem Französischen einverleibt haben, zeugen davon, daß sie den werdenden Staat nach ihrem Sinn formten, daß sie ihre Kleidung großenteils beibehielten. Vor allem weisen uns auch die zahlreichen landwirtschaftlichen Ausdrücke und Pflanzennamen darauf hin, daß die Franken außer dem Kriegerhandwerk besonders der Landwirtschaft oblagen, die Technik der Gewerbe aber dem verachteten, städtischen Galloromanen überließen.

Ein Beispiel aus den Forschungen Kluges mag uns noch zeigen, wie die Sprachgeschichte der allgemeinen Geschichte voranzugehen und ihr die Wege zu weisen vermag. Daß die Christianisierung Deutschlands irischen, fränkischen und angelsächsischen Missionaren zu verdanken ist und seit Beginn des 7. Jahrhunderts im Gange war, ist von jeher bekannt. Damit stimmt denn auch überein, daß die geläufigen Ausdrücke der Kirchensprache offenbar lateinischen Ursprungs sind und vom Westen her ins Land gebracht wurden. Ich brauche nur hinzuweisen etwa auf **Messe** = franz. **messe,** lat. **missa,** auf **Küster** = altfranz. **costre,** lat. **custos, Kloster** = altfranz. **cloistre,** lat. **claustrum, Mönch** = franz. **moine,** lat. **monachus** u. s. f. Schon Rudolf v. Raumer aber ist von der Tatsache beunruhigt worden, daß daneben eine ganze Anzahl von Ausdrücken stehen, welche mit der lat.-abendländischen Terminologie der Kirche nichts zu tun haben. So allen voran das Wort **Kirche** selbst. Während nämlich fast die ganze Romania **ecclesia** zum Namen des Gotteshauses erhoben hat, dieses also von den lateinischsprechenden Missionaren überallhin getragen worden ist, bietet sich innerhalb der abendländischen Sakralsprache kein Anhaltspunkt zur Erklärung des deutschen **Kirche,** des englischen **church.** Dieses letztere Wort müssen die Angelsachsen schon mitgenommen haben, als sie um die Mitte des 5. Jahrhunderts den Kontinent westwärts ziehend verließen. In der Tat liegt dem engl. **church** ein angelsächs. **cirice** zugrunde. Es muß also ein gemeinwestgerm. **kirika** existiert haben, das genau dem gr. *κυριακόν* entspricht. In der Tat hat seither Kretschmer nachgewiesen, daß *κυριακόν* im 4. Jahrhundert im Griechischen ein Modewort für „Gotteshaus" war,

ungefähr zur Zeit also, da unter Konstantin dem Großen der Kirchenbau seinen großen Aufschwung nahm. Da die Mode aber bald vorüberging und das ältere ἐκκλησία wieder in seine Rechte trat, muß die Aufnahme ins Germanische genau um jene Zeit stattgefunden haben. Dazu stimmt nun trefflich, daß gerade um die Mitte des 4. Jahrhunderts die Goten unter Ulfilas sich an der Donau niederließen und dem Christentum zuwandten. Sie mußten das damals neu aufgekommene griechische Wort κυριακόν dem ältern ἐκκλησία vorziehen und es liegt die Vermutung nahe, daß durch ihre Vermittlung der Name des Gotteshauses zu den Westgermanen gelangt sei. — Ähnliche Bedenken wie das Wort **Kirche** weckt in uns **Pfaff.** Zweifellos geht es auf ein **papas** zurück. Es kann aber nicht mit andern Kirchenwörtern wie **predigen** < **praedicare, Priester** < altfranz. **prestre, Probst** < **propositus** aufgenommen worden sein, denn diese alle geben das **p** des lat. Wortes mit **p** wieder, sind also aufgenommen worden **nach** der Verschiebung von **p** > **pf** im Althochd. **Pfaff** aber hat diese Lautverschiebung mitgemacht, ist also vor ihm nach Deutschland gelangt. Dazu wird **papas** innerhalb der weström. Kirche stets nur als Anrede der Bischöfe verwendet, während **Pfaff** jeden Geistlichen bezeichnet. Auch damit gelangen wir zu gr. παπᾶς, das der Name der untern Geistlichen war, vgl. russ. **pope.** Auch für dieses Wort scheinen die Goten als Vermittler gedient zu haben, denn im Gotischen bedeutet **papa** „Geistlicher". Das gleiche wie für **Pfaff** gilt für **Bischof** < **episcopus,** dessen auslautendes **f** < **p** wiederum ein Zeuge hohen Alters ist. — Die gleiche Lautverschiebung, die **p** > **f** gewandelt, hatte **t** > **z** werden lassen. Deshalb vermutete Kluge sogleich, daß deutsch **samstag,** althochd. **sambaztag,** dessen **z** dem **t** des lat.-griech. **sabbatum** entspricht, ebenfalls früh aufgenommen worden sein müsse. In der gleichen Richtung suchte er die Erklärung des **m,** dem im lat. **sabbatum** nichts entspricht. Und in der Tat führt auch das **m** von **Samstag** wiederum nach Osten: es kehrt wieder im ungar. **szombat,** im rumän. **ămbătă,** im neugr. σάμβατον und in den orientalisch-christlichen Sprachen, denen die Länder der weströmischen Kirche mit Formen ohne **m** gegenüberstehen: span. **sabado,** ital. **sabato,** provenz. **sapte.** Nur Nordfrankreich weist das **m** ebenfalls auf in altfranz. **sambedi,** neufranz. **samedi** und erweist sich hiemit in überraschender Weise als äußerster westlicher Ausläufer einer von Osten kommenden Bewegung. An den **Samstag** schließen sich nun noch andere Wochentagnamen an. In Bayern und Tirol heißt der Donnerstag **pfinztag.** Die verschobenen Konsonanten **pf** und **z** weisen, wie wir schon gesehen haben, auf ein älteres **pint** zurück und dieses paßt nun trefflich zu πέμπτη, eigentlich der fünfte, der spätgriechischen Benennung des Donnerstags. Und zum **pfinztag** gesellt sich im Bayr.-Österr. auch noch der **Ertag** als Name des Dienstag. Dieser Wochentagname ist wie alle andern als Übersetzung des lateinischen Namens entstanden. Bei unsern Vorfahren entsprach **zin** ungefähr dem **Mars** der Römer. Daher wurde **Martis dies** „der Tag des Mars", franz. **mardi** also **zins tac** > alemannisch **zistig** übertragen. Der bayrische **ertag,** älter **eritag,** aber ist

nichts anderes als ein Ableger des griech. *Ἄρεως ἡμέρα*, eine Bildung, die ja dem lat. **Martis dies** genau entsprach und die auch tatsächlich im spätgr. des 3. und 4. Jahrhunderts reichlich bezeugt ist. — Aus den Belegen Kluges habe ich nur einige der schlagendsten ausgewählt, möchte ihnen aber noch eines zugesellen, das wie vorhin Samstag seinen westlichen Ausläufer bis nach Frankreich hinüber erstreckt. Das deutsche **Sarg** geht zurück auf griech. *σαρκόφαγος* lat. **sarcophagus,** wie das franz. **cercueil.** Wenn wir nun aber sehen, daß die ganze übrige Romania keine Spur von **sarcophagus** aufweist, sondern andere lateinische Wörter, wie **vascellum, locellus** zur Benennung des Sarges verwenden, wenn wir ferner sehen, daß diese Wörter auch in Nordfrankreich einmal üblich waren und sich in einzelnen Mundarten, wenn auch spärlich, bis heute gehalten haben, so werden wir wohl zum Schlusse berechtigt sein, daß auch das franz. **cercueil** den äußersten Vorposten einer von Osten gekommenen Wortwelle darstellt. — So weisen uns also alle diese wortgeschichtlichen Erwägungen auf die wichtige Frage: woher sind diese christlichen Wörter griechischen Ursprungs nach Deutschland gelangt? Verschiedene davon haben wir auch im Gotischen konstatiert; zeitlich konnten wir feststellen, daß die Bewegung im 5. Jahrhundert sich schon im weitesten Maße ausgewirkt hatte. Von allen Gauen Deutschlands weisen die Donauländer Bayern und Österreich die zahlreichsten Spuren auf. Und auf das östliche Donaugebiet, speziell auf Mösien als Irradiationszentrum weist hin, daß auch die slavische Welt an vielen dieser Wortformen Teil hat. So kehrt der bayrische **pfinztag,** den wir auf griech. *πέμπτη* „der fünfte" zurückgeführt haben, auch wieder im magy. **pentek,** im poln. **piantek** u. s. w., die allerdings den Freitag bezeichnen, weil die Slaven die Woche mit dem Montag begannen. So erscheinen uns wohl die an der Donau sitzenden Goten als erste Vermittler der christlichen Lebensauffassung an die weiter westlich lebenden deutschen Stämme. Und trotzdem die Goten bald nachher von der Donau abrückten und damit das junge Christentum in Deutschland seinen Rückhalt verlor, war es doch schon zu stark verankert, als daß seine Spuren hätten verloren gehen können. **Samedi** und **cercueil** beweisen sogar, daß dieses gotische, also arianische Christentum auch nach Nordfrankreich gedrungen ist und dort eine Zeit lang dem westlichen, athanasianischen Bekenntnis Konkurrenz gemacht hat. Als dann vom Westen her Deutschland durch Columban und Gallus, durch Kilian und Bonifazius zum zweiten Mal christanisiert wurde, da trafen die neuen Missionare noch auf so viele Reste der ältern christlichen Terminologie, daß sie diese zum Teil übernahmen und nicht versuchten, ihre heimischen Ausdrücke den neubekehrten Volksstämmen beliebt zu machen. Seit Kluges Forschung einen Fingerzeig nach dieser Richtung gegeben hat, ist die Kirchengeschichte diesen Spuren gefolgt und hat Kluges Resultate nur bestätigen können.

Haben wir so den Zusammenhang zwischen dem Geschehen in der Sprache und dem in der allgemeinen Geschichte verfolgt, so bleibt noch die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Wesensart des Einzelnen

und seiner Sprache, Wesensart eines Volkes und seiner Sprache, Charakter einer Epoche und ihrer Sprache als allerwichtigste Frage der Forschung bestehen. Als allerwichtigste, aber zugleich auch als allerschwierigste. Denn wir tauchen hier in ein Gebiet unter, das sich dem Blicke immer und immer wieder entzieht und nur in seltenen Stunden sich einfangen läßt. Dieses innere Leben verbirgt sich unter einer Unzahl von Manifestationen, die eben nur sein Ausdruck sind, ein Ausdruck aber, der durch die Reflexion schon mehr oder weniger gefälscht oder doch mindestens abgeblaßt worden ist. Wir sind gezwungen, von den Manifestationen aus durch Rückschlüsse das eigentliche Innenleben uns erst zu rekonstruieren. Was für unzähligen Trugschlüssen man sich hier aussetzt, weiß jeder aus eigener Erfahrung. Es läßt sich daher leicht denken, welcher Durcharbeitung solche Begriffe noch bedürfen, bevor sie wissenschaftlicher Erkenntnis zu dienen berufen sind.

Von der einschlägigen Literatur trägt denn auch der weitaus größte Teil mehr oder weniger den Charakter der Tendenz oder des schwärmenden Dilettantentums. Es soll aus der Sprache heraus ein Charakterzug erhärtet werden, den man einem Volke beilegt, meist mit apologetischer Absicht oder aber als vernichtende Kritik. Dem gegenüber können wir Romanisten uns rühmen, ein Buch zu besitzen, das den ernsten Versuch macht, unter Bewahrung größter Objektivität ein Volk auf seinem Gang durch die Geschichte vom Standpunkt der sprachlichen Erscheinungen aus zu charakterisieren. Es ist Voßlers „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung". In diesem Buch werden wir z. B. darauf aufmerksam gemacht, wie wenig der mittelalterliche Franzose die Skala seiner zahlreichen Verbalformen ausnützt, um die Ereignisse unter sich in ein gewisses Zeitverhältnis zu bringen. Er macht keinen Unterschied zwischen dem Tempus, das die Haupthandlung ausdrückt, und dem Tempus, das zur Erklärung der Handlung in eine weitere Vergangenheit zurückgreift. Wo der heutige Franzose Passé défini und Plus-qu. parfait nebeneinander setzen würde, braucht sein mittelalterlicher Vorfahre z. B. beidemale das Passé défini. Es fehlt diesem eben der Sinn für die Beziehungen der Dinge und Taten untereinander. Seine Anteilnahme an den Ereignissen ist stets eine unmittelbare. Mit einem Wort, er hat noch keine Perspektive für die Geschehnisse. Und stimmt nun zu dieser Tatsache nicht vorzüglich, was wir sonst über das Mittelalter und speziell das französische Mittelalter wissen? Eine Perspektive in historischem Sinne lag ihm ebenso fern wie die Perspektive des Auges. Das sind lauter Errungenschaften der Renaissance. Erst eine neuere Zeit, die nicht mehr so unmittelbar ist in ihrem Empfinden und Handeln, die bewußter, reflektierter lebt, nützt den sprachlichen Reichtum, um auch hier Klarheit und tiefere Wirkung zu schaffen. Die heutige straffe Ordnung der concordance des temps ist das Werk des ordnenden scharfen, logischen Verstandes. — Oder es wird uns gezeigt, wie selten das Imperfektum im Altfranzösischen zur Verwendung gelangt. Nun ist das Imperfektum die Zeit der anschaulichen Beschreibung: es drückt den Zustand aus, nicht die Handlung,

das Befinden, nicht das Werden, die Ruhe, nicht die Bewegung, das Dauernde und Allgemeine, nicht das Einmalige und Besondere, mit einem Wort das Statische, nicht das Dynamische. Es ist eine Zeit der Beschaulichkeit und Reflexion. Und gerade deshalb ist seine Verwendung im 11. und 12. Jahrhundert noch eine so beschränkte. Der damalige Franzose stellt sich in erster Linie handelnd ins Leben, nicht intellektualistisch zerlegend und zergrübelnd. Vielleicht könnte man noch beifügen, daß er expressionistisch gestimmt war; die Zustände, in der Reihenfolge, in der sie in sein Bewußtsein traten, erschienen ihm daher als aufeinanderfolgende Veränderungen seines eigenen Bewußtseinszustandes, daher die innere Notwendigkeit, auch bei Beschreibungen das Passé défini zu verwenden. Erst das Mittelfranzösische, die Zeit des aufstrebenden Bürgertums, hat dem Imperfektum die Rolle zugewiesen, die ihm objektiv zukommt.

In gleicher Weise vermag auch das Studium des Bedeutungswandels oft überraschende Einblicke in das Wesen einer Volkspsyche zu geben. Wohl in keinem Lande ist der Stolz des Individuums so hoch gesteigert wie in Spanien, in keinem Lande ist auch das Diskutieren um des Diskutierens willen so beliebt wie dort; wie oft kann man es beobachten, daß jemand eine Auffassung vertritt, nicht aus innerer Notwendigkeit, sondern aus Widerspruchsgeist und um die Disputation zu beleben. Steht es damit nicht in tiefem Zusammenhang, wenn das eigentlich gebräuchliche Verbum für „antworten" heute **contestar** („bestreiten") ist? — Wir haben schon gehört, daß in der gleichen Sprache **querer** die Bedeutung „wollen, begehren" annimmt. Wenn nun aber später dieses **querer** „wollen, begehren" auch noch die Bedeutung „lieben" entwickelt, wenn also **te quiero** eigentlich „ich will dich, ich begehre dich", zugleich aber auch „ich liebe dich" bedeutet, so sehen wir darin doch wohl die starke sinnliche Begehrlichkeit des halb afrikanischen Südländers aufflackern.

Auch wer unserm Schweizerdeutsch mit solchen Gesichtspunkten und dem vollen Rüstzeug des Germanisten zu Leibe rücken wollte, fände, glaube ich, der tiefen Zusammenhänge eine Menge. Ist es doch eine der charakteristischsten Eigenheiten des Alemannischen, daß es die althochdeutschen Vokale in einer Reinheit erhalten hat, die man nirgends sonst mehr antrifft. Das Neuhochdeutsche, sowohl die Schriftsprache, wie seine sämtlichen Mundarten, hat ja seine langen Vokale diphtongiert, seine Diphtonge monophtongiert. Es hat **i > ei, u > au, ie > i, uo > u** werden lassen; es entspricht also einem althochd. **rihhi** neuhochd. **reich,** althochd. **rûh** neuhochd. **rauh,** mittelhochd. **liĕber** neuhochd. **lieber** u. s. f.

Einzig das Schweizerdeutsche hat den althochdeutschen, resp. mittelhochdeutschen Zustand in die Neuzeit herübergerettet, es bleibt bei seinem **rich, ruch, liĕber** u. s. f. Die ganz erstaunliche Zähigkeit, die hier der Alemanne zeigt und die ihn auch von seinem engern Stammesgenossen, dem Schwaben, so gründlich trennt, hat ihn befähigt, alte Wesenszüge des Deutschen festzuhalten, die sonst überall, soweit die deutsche Zunge klingt, verschollen sind. In einem gewissen Sinne darf

man daher schon sagen, daß der Schweizer der Deutscheste von allen Deutschen ist. Und wenn wir uns von diesem Standpunkt aus auf die Suche machen, so wird sich uns bald noch dieser und jener Wesenszug unseres Völkleins jenem sprachlichen Grundton anschließen. Der berühmte deutsche Partikularismus, der Stolz auf lokale Kultur und Eigenart, wo hätten denn die so starke Wurzeln geschlagen, wie in unserm Land, das als erste Landschaft dem alten Römischen Reich deutscher Nation sich entzogen hat, und das auf so kleinem Raume 25 Staatswesen Lebensmöglichkeit gewährt. Und wohl erinnert man sich, warum unsere Vorfahren damals dem Reich den Rücken kehrten. Einer der Hauptgründe war ja, daß unter Kaiser Maximilian die gelehrten Doktoren das römische Recht an die Stelle des volkstümlichen, auf dem heimatlichen Boden gesproßten, alten germanischen Rechts setzen wollten. Durch den Schwabenkrieg hielten unsere Väter das aufgepfropfte, fremdartige Recht von uns fern, und es ist ja bekannt, wie durch unsern genialen Gesetzgeber Eugen Huber dieser Zustand sanktioniert worden ist, während draußen das neue Reichsgesetzbuch von 1900 sich nicht von den Fesseln des römischen Rechts hat befreien können. Wie unser Idiom dem Mittelhochd. vielfach noch näher steht, als irgend eine andere Mundart, wie wir den deutschen Regionalismus schärfer ausgeprägt haben als sonst irgendwer, so sind wir auch die einzigen Deutschen, die ihrem germanischen Recht bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind. Diese Betrachtungen ließen sich noch weit spinnen. Eins aber sehen wir hier ganz deutlich, wie nämlich in den verschiedenen Lebensgebieten, in verschiedenen Formen sich eigentlich der gleiche Grundcharakter eines Volkes äußern kann und wie die eine Form von der anderen ins volle Licht ihrer Bedeutung gesetzt wird.

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen. Nicht als ob wir alle Aufgaben hätten erwähnen können, denen sich heute die Sprachwissenschaft gegenübergestellt sieht. Die Berührungspunkte zwischen Sprachgeschichte und allgemeiner Geschichte sind so zahlreich, daß im Rahmen eines einzigen Vortrags nicht daran gedacht werden kann, eine Gesamtübersicht zu geben. Ich erinnere nur noch an das Kapitel der Ortsnamen, welche für die Aufhellung der Siedlungsgeschichte von allergrößter Wichtigkeit sind. Was mir aber heute als wesentlich erscheint, das geht auch aus dem hervor, was wir bis jetzt an unserem geistigen Auge haben vorüberziehen lassen. Wir sahen den starken Zug zum Kulturhistorischen, der unsere Wissenschaft beherrscht und sie zwingt, die sprachlichen Veränderungen im Zusammenhang mit allem historischen Geschehen zu erfassen. Auf diesem Wege suchen wir die Sprache als **geschichtliches Phänomen,** in ihrem Werden, zu verstehen. Anderseits hat uns die Frage nach dem Wesen der Sprache dazu geführt, sie zum Teil als bedingt zu erkennen durch die Wesenheit des Menschen selbst; in ihr ist das Sein der Sprache letzten Endes verankert. In diesen beiden großen Richtungen drängt heute die Sprachwissenschaft; in ihrem Dienste leistet der Sprachforscher die viele geduldige Kleinarbeit, deren keine Wissenschaft je wird entbehren können.